



Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt werden.

Nr. 27.

Sonntagsbeilage zur Sächsischen Dorfzeitung.

5. Juli 1902.

Ohne Geld.

Novelle von Johannes Proelß.

I.

Eine Verspätung hatte der Frühzug aus Schlessien gehabt. 10 Uhr 36 Minuten hätte er in Dresden einfahren sollen; nun ist es schon beinahe Elf. Im rauchicht-gelben Novembernebel des Bahnsteigs brennen noch die elektrischen Bogenlampen in trübem Glühroth.

Mit verdriesslicher Miene steckt Kurt Grelling die Taschenuhr wieder ein, die er mit der Bahnhofsuhr verglichen hat. Dann geht er mit eiligen Schritten, Handkoffer und Regenschirm in der Linken, durch die Ankunftshalle dem Ausgang zu, wo vor

den offenen Thüren Packträger mit triefenden Regenschirmen der angekommenen Reisenden harren, während etwas weiter vorn ein Schutzmann die Blechmarken für die Droschken vertheilt, die draußen im strömenden Regen aufgereiht stehen.

Schon ist der Gilige im Begriff, sich auch eine Nummer geben zu lassen. Da zieht er die Hand zurück — „Danke!“ Energisch schlägt er den Kragen seines dunkelblauen Paletots in die Höhe, spannt den Schirm auf, packt den Handkoffer fester und schreitet vorwärts, die Treppenstufen hinab. „Die doppelte Taxe kann ich sparen!“

Der schlanke junge Mann sieht nicht danach aus, als ob er



Gruppe sächsischer Mädchen aus Siebenbürgen.

immer diesem Grundsatz gehuldigt hätte. Hut, Paletot, die Fußbekleidung sind nach der neuesten Mode. Sein kräftiger dunkler Schnurrbart ist elegant in die Höhe gebürstet. Seine Haltung ist stramm und leicht; man rät auf einen Offizier in Zivil. Elastischen, festen Schrittes strebt er vorwärts, wie unwillkürlich die Füßen auf dem Steinpflaster vermeidend, so daß sein Schuhwerk nur wenig beschmutzt wird. Der Ausdruck verdrießlicher Stimmung ist in seinem feingeschnittenen, intelligenten Gesicht geblieben. Ueber den blassen Wangen blicken die dunklen Augen starr vor sich hin. Die fast wagrechten Brauen sind wie unter dem Druck einer starken Willensanstrengung dicht zusammengezogen. Erst als er am Schaufenster des großen Ladens einer Schokoladenfabrik vorbeikommt, blickt er auf, und die Spannung weicht aus seinen Zügen. Das kurze Lächeln, das dabei um seine Lippen spielt, gilt aber nicht den drei großen musizierenden Schornsteinfegerbuben aus Schokoladenmasse, die in dem Fenster fast den ganzen Raum der Auslage in Anspruch nehmen; es muß einem fernen Gegenstand gelten. Vor der Ladenthür bleibt er stehen.

„Dem niedlichen Elschen muß ich doch eine Kleinigkeit mitbringen — von Hause,“ sagt er in stummem Selbstgespräch. „Das liebe Ding wird's erwarten nach den schönen Tagen im Riesengebirge! Und — wer weiß, wie die Kleine mir nützen kann?“

Er tritt ein. Nach kurzer Wahl läßt er sich ein kleines grün-samtmützes Beutelschen mit Pralines füllen. Als er nach dem Preise fragt und dieser ihm hoch erscheint, macht er mit verlegenem Lächeln einen Versuch zu handeln. Der mißglückt völlig. Die Verkäuferin sieht den feinen Herrn erstaunt an. „Hier sind feste Preise,“ sagt sie. „Bardon,“ stammelte er, „ja gewiß —“ und erröthet. Dann nimmt er, noch verlegen, den kleinen eleganten Handkoffer wieder auf und entfernt sich, das Päckchen in der Brusttasche seines Gehrock's bergend.

In der Nähe weiß er ein Hotel, in dem er, so oft er auch in Dresden schon weilte, selbst noch nie gewohnt hatte. Es ist kaum zweiten Ranges, wird aber von Reisenden kleinerer Geschäfte gern aufgesucht. Sein Aufenthalt in dem einfachen Zimmer, das er auf seinen Wunsch angewiesen erhält, ist nur kurz. Schnell ordnet er seine Toilette. Die von ihm beim Portier bestellte Droschke ist bald zur Stelle. Als Kurt einsteigt, fahrt der Novembersturm, mit dem schon der Bahnzug bei der Herfahrt aus Breslau zu kämpfen hatte, den geöffneten Wagenschlag; der Hausbursch hat Mühe, ihn wieder zu schließen. Von innen hilft ihm der ungeduldige Fahrgast; dabei entfährt ihm ein Fluch auf das scheußliche Wetter. Während die Droschke sich endlich in Bewegung setzt, lehnt er sich, die Hände in die Taschen vergrabend, frostdurchschauert, in seinen Sitz zurück. „Kein Hund läßt sich heute vom Dfen locken!“ murmelt er durch die Zähne. „Und ich unternehme die Fahrt! Doch es mußte sein — es gilt den letzten Versuch! Vorwärts!“

Die Straße, die er dem Rutscher genannt hat, liegt ziemlich weit draußen in der Altstadt, vor dem Plauenschen Schlage. Auf der Elbbrücke tobt der Wind, daß der Rutscher kaum vorwärts kann. Nach der Einfahrt in die Schlossstraße nimmt Kurt mit Befriedigung wahr, daß hier das Unwetter nachläßt. Auch sein Gedankengang wird jetzt ruhiger. Das Haus, dem er zufährt, ist ihm wohl vertraut. Als er vor zehn, zwölf Jahren die Dresdner Handelsschule besuchte, war er bei seinem „Dukel“ Ernst Wellner ständiger Tischgast, gehalten wie ein Kind vom Hause. Die Verwandtschaft war freilich nur weitläufig — Dukel und Vater Bekkersöhne, aber geschäftlich in enger Beziehung.

Besonders von der Tante erfuhr er viel Freundlichkeit. Er konnte ihr ein wenig Ersatz bieten für die meist abwesenden Söhne, von denen der eine Kadett war, der ältere schon studierte. Else, das Nesthäkchen, ging aber noch gar nicht zur Schule. In ihren Bilderbüchern hatte er sie buchstaben gelehrt. Und gute Spielkameraden waren sie immer gewesen; ihm fiel es leicht, auf die lustigen Einfälle des sonnigeren Kindes einzugehen; er tollte mit ihr im Garten herum, half ihr in die Obstbäume klettern, machte ihr Papierdrachen und ließ sie mit ihr in die Lüfte steigen. Dann war eine lange Zeit vergangen, ohne daß er Else wieder sah.

Er kam nach Chemnitz auf die Weberschule, diente in Breslau sein Einjähriges ab und die erste Übungszeit für den Re-

serveleutnant, wurde Volontär in einem großen Webereibetrieb im Elsaß, und nachdem er nur wenige Monate in Manchester eine kaufmännische Stellung bekleidet hatte, rief ihn der Tod des Vaters in die schlesische Heimath zurück. Hier mußte er sogleich die Leitung der Fabrik dort oben in dem gottverlassenen Nest im Glazer Gebirge übernehmen. Wohl war er in den zehn Jahren öfter durch Dresden gekommen, aber die alten, schönen Beziehungen zwischen seinen Eltern und Wellners bestanden nicht mehr. Ueber den Grund und den Grad der Verfeindung war er sich nie recht klar geworden. Nur Andeutungen hatten die Eltern gelegentlich darüber fallen lassen.

Klare Thatsachen gab es aber doch!

Dukel Wellner war bis vor etwa neun Jahren der Chef eines großen Leinengeschäfts gewesen, das seine Waaren von altersher nicht in Fabriken, sondern in verschiedenen Weberdörfern in Schlesien und der sächsischen Lausitz herstellen ließ. Kurts Vater, Otto Grelling, hatte nur der schlesischen Agentur des Geschäfts vorgestanden, die auch schon dessen Vater „Wellner und Grelling“ firmirt hatte. Da hatte Dukel Wellner das Hauptgeschäft eingehen lassen; die schlesische Filiale aber war selbstständig geworden und bald darauf zur Fabrikweberei übergegangen. Kurts Vater hatte eine eigene Fabrik inmitten der Weberdörfer gegründet.

Wer Schuld an dem Zerwürfniß trug? Wie oft hatte Kurt in der letzten Zeit darüber nachgegrübelt! Der Vater hatte sie in seinen Andeutungen dem Dukel zugeschoben und dabei achselzuckend von dessen verbohrtem Idealismus gesprochen. Der Dukel habe auf einmal die Löhne zu niedrig gefunden, welche die Filiale an die Handweber in den Dörfern für ihre Arbeit zahlte! Als ob die Waarenpreise des Weltmarktes gestattet hätten, höhere Preise zu zahlen! — Nach dem Bruch mußte der Dukel noch längere Zeit Verpflichtungen gegen den Vater gehabt haben! Wiederholt waren von ihm größere Zahlungen an diesen geleistet worden. Kurt hatte die betreffenden kurzen Eintragungen, die er nach der Uebnahme der Fabrik in den Hauptbüchern fand, gar gut im Gedächtniß. Aber Genaueres über dies Verhältniß hatte er nie erfahren können. Die Mutter versetzte alle Fragen in Aufregung, die sich auf diese kritischen Zeiten bezogen. „Ach wäre doch alles damals beim Alten geblieben!“ Mit dieser Klage schnitt sie jedes solches Gespräch ab und die seit Jahren kränkeltende, schnell alternde Frau verfiel dann gewöhnlich in langanhaltendes Weinen. Ach, sie wußte gar wohl, daß die Fabrik nicht ging, von Beginn an nicht hatte gedeihen wollen! Es war wohl unklug vom Vater gewesen, eine neue Fabrik in der weltentlegenen Gegend zu gründen bei der herrschenden Konkurrenz. Und wenn der Dukel ihn in dieses Unternehmen hineingerannt hatte, dann war er auch jetzt noch gegen die Wittve und die Kinder des Verstorbenen moralisch verpflichtet!

All dies war ihm durch den Kopf gegangen, als Kurt im verwichenen Sommer den Muth faßte, sich auf eigene Faust dem Dukel wieder zu nähern. Das Geschäft ging immer mehr zurück. Selbst bei großem Umsatz war der Verdienst gering. Er war in Schulden gerathen, hatte sich in eine dumme Spekulation eingelassen. Die Quellen des bisherigen Kredits versagten. Da las er eines Tages, als er mißmuthig an seinem Kontortisch die Zeitungen überflog, in der Liste der Kurgäste von Warmbrunn: „Kommerzienrath Ernst Wellner mit Frau und Tochter aus Dresden.“ Und wie ein Blitz durchfuhr ihn der Gedanke: Da mußst du hin, die alten Beziehungen aufknüpfen! Beim Tode des Vaters hatte der Dukel mit den Seinen kondolirt. Es war danach auch für ihn nicht jede Verbindung zerrissen. Vielleicht ließ sich der reiche Mann bewegen, dem Sohn seines einstigen Geschäftstheilhabers zu Hilfe zu kommen! Stand doch in der Firma der Fabrik der Name Wellner noch immer voran: da konnte doch ihr Schicksal dem Dukel nicht gleichgültig sein! Und die Katastrophe kam heran — er sah es mit wachsender Sorge — drohend, unaufhaltsam; konnte er nicht bald größere Baarmittel aufbringen, so mußte er die Webstühle feiern lassen. Und dann? — Die Reise in die schöne Badestadt im schönsten Theil des Riesengebirgs war für ihn nur ein kurzer Ausflug. Der Versuch der Annäherung glückte wirklich, aber nur bis zu einem gewissen Grad! Dukel und Tante kamen ihm wohl freundlich, doch zugleich mit spürbarer Zurückhaltung entgegen. Beide erkundigten

sich theilnehmend nach dem Befinden der Mutter und der Schwester Bertha, die bald nach Vaters Tod zusammen nach Breslau übergesiedelt waren, der höheren Schule wegen, die Bertha besuchen sollte. Nach der Fabrik aber fragte der Kommerzienrath nie, und als Kurt endlich den Vorstoß wagte und die Rede auf die früheren geschäftlichen Beziehungen der beiden Familien brachte, da begegnete er bei dem alten Herrn, dessen überlegenes Wesen er ohnehin drückend empfand, eisiger Ablehnung. Nun hielt er sich zurück. Uebereilung würde hier alles verderben! Er beschränkte sich darauf, den Verwandten, von denen er als Knabe so viel Gutes erfahren hatte, die Honneurs der Heimath zu machen.

Nur Kousine Else hatte für ihn das alte Vertrauen. Das frisch herangeblühte Mädchen, mit den klaren blauen Augensternen unter der klaren Stirn, das nun im sechzehnten Jahre stand, war ihm sogleich in alter Kameradschaft zugethan; sie gab sich ganz unbefangen, freute sich des stattlichen Betters, der ebenso gut auf dem Tennisplatz wie in der schönen Gebirgs- umgebung Warmbrunn's Bescheid wußte. Sie war erfüllt von Erinnerungen an die Zeit der Kinderspiele, zeigte sich völlig frei von den Präensionen frühreifer Backfische. Der Verkehr mit ihr wirkte auf ihn befreiend. Bald fand er seinen alten Humor wieder. Es machte ihm Spaß, beim Durchwandern der alten tannendunklen Reviere Rübezahls dem beherzten Mädchen gruselige Geschichten vom alten Berggeist zu erzählen, was manchen Anlaß zu fröhlichster Heiterkeit gab. Einmal, auf einem Ausflug nach dem prächtigen Zackenfall, den Wellners mit ihm und einigen anderen Gästen ihrer Table d'hôte machten, hatte er sich auf Elses Wunsch einen riesigen Behang von langem Bartmoos, wie es dort an den Zweigen der hohen Wettertannen herunterhängt, vor das Kinn gebunden und dann als Rübezahl allerlei Späße getrieben: von da an nannte sie ihn „Better Rübezahl“. Auch mit seiner Schwester, die er über Sonntag nach Warmbrunn zu sich einlud, hatte sich Else famos verstanden. Dann war er mit Bertha zugleich abgereist. Else gab ihnen das Geleit bis zum Bahnhof. „Auf Wiedersehen! Aber bald!“ hatte sie ihm noch in's Coupé nachgerufen.

Ach, hätte nur auch er so harmlos und unbefangen ihr gegenüber sein können, wie sie es während dieser köstlichen Tage in nie getrübttem Frohsinn gewesen war! Wie oft hatte er im Stillen denjenigen beneidet, der einst dies holde Geschöpf als Gattin heimführen würde. O wenn sie nur ein paar Jahre älter gewesen wäre, wenn er hätte ruhig zuwarten dürfen! . . . Aber solche stillen Wünsche hatte er gleich im Emporkommen erstickt. O über das verwünschte Geld, dessen Mangel ihn seitdem zu den verzweifeltsten Entschlüssen gedrängt hat! In welcher inneren Verfassung hat er sich heute auf die Fahrt zu dem Wiedersehen mit Wellners begeben! Mit was für Plänen! . . .

Er schüttelt sich mit einer Geberde des Ekels, als wolle er die Last der ihn quälenden Vorstellungen von sich schleudern. „Ach bah — ein Kerl wie ich und sentimental!“ beschwichtigt er die Selbstvorwürfe. „Wenn einem das Wasser bis an die Kehle geht, da greift man zu nach der Hand, die sich zur Rettung entgegenstreckt, mag sie auch unsauber sein! Die Welt erfährt ja nichts von der Heirathsvermittlung!“ Und was er im Stillen darüber empfinden wird, wenn er sich verkauft an ein Weib, das er vielleicht nicht einmal achten kann, das bleibt seine Sache! Doch er beschwichtigt nicht das Gewissen. „Verwünschter, abgefeimter Schurke!“ kommt's heftig über seine Lippen.

Im Geiste sieht er wieder das listige Blinzeln des verschlagenen Mannes, der ihm kürzlich noch eine letzte Hypothek auf sein Fabrikantwesen verschafft hat, er hört seine schleichen- den Worte: „Aber warum sind der Herr Grelling nicht klug und machen eine reiche Partie? Der Herr Grelling sind jung und schön, ein feiner Cavalier! Die Fabrik ist noch Ihnen und noch sind Sie Reserveoffizier, wo den reichen Damen das bunte Tuch mit den goldenen Litzen doch so sehr in die Augen sticht! Heirathen Sie, wählen Sie! Nicht hier, wo man Ihre Verhältnisse doch so ziemlich kennt! Ich hab' die Auswahl bis zu einer halben Million! Aber über'm Wasser müssen Sie bleiben, bis die Heirath zu Stande kommt! Ist der Bankrott einmal da, ist's aus mit den Chancen!“

Damals hatte er dem Kerl zornig die Thüre gewiesen! Aber der Agent war wiedergekommen, wieder und wieder, mit Papieren

und Photographien und Beweisen, wie viele seine Herren in Amt und Stellung, Adlige und Bürgerliche, auf diesem Wege ihr Glück gemacht hatten durch seine Vermittlung. Und gleichzeitig waren Wechsel und Wechsel bei ihm eingelaufen, deren Einlösung sein Baargeld aufzehrte. So kam's zur Entscheidung. Er hatte gewählt! Noch ist die Verlobung in der Schwebe. Erst heute Abend soll er die heirathslustige Wittve kennen lernen, die sich — wie der Agent versichert — in seine Photographie „ganz unsinnig“ verliebt hat. Ihr Aeußeres scheint nach ihrem Bild ganz passabel zu sein, aber der Ausdruck ist kokett und gewöhnlich; ihre Toilette verräth Mangel an Takt und Geschmack. Er würde dieses Weib nie heirathen, wenn ihr Vermögen nicht wäre! Sie lebt in Dresden, seit ihr erster Mann, ein reicher Güterpekulant im Böhmischem, nach kurzer Ehe verstarb.

Aber ehe die Sache in's Reine gebracht ist, hat Kurt zwei Wechsel zu zahlen, übermorgen am 1. Dezember! Den Betrag muß ihm der Onkel leihen, wenn er sich auf Weiteres nicht einläßt! Er will ihm sagen, daß er die sichere Aussicht habe, durch eine gute Partie seine Verhältnisse in Ordnung zu bringen. Ueber die Geschäftslage hat er eine genaue Aufstellung in der Tasche. In diesem Punkte will er ihm die ganze und volle Wahrheit sagen! Er will ihm vorstellen, wie die Sorge um das Wohl von Mutter und Schwester ihn peinigt; wie die Fabrik bei einigem Betriebskapital sich wieder heben könne, denn noch hat sie einen großen Kundenkreis und seine neuesten Muster, mit denen er selbst gereist ist, haben Beifall gefunden und würden gewiß noch mehr Beifall finden, könnte er billigere Preise riskiren! An diesem Gedanken richtet sich sein Selbstgefühl wieder auf.

Da hält der Wagen.

Hier draußen schneit es. Auf den Tannenzweigen, welche im Vordergarten der kleinen hübschen Villa die niedergebogenen Rosenstöcke bedecken, bleibt der Schnee liegen. Wie oft halte er als halbwüchsiger Junge diese Rosen in Blüthe gesehen!

In dem teppichbelegten Hausflur empfängt ihn behagliche Wärme. Das thut wohl!

„Kommerzienrath Wellner zu Haus?“

Das saubergekleidete Hausmädchen bedauert. „Der Herr sind ausgegangen. Dürften aber bald zurück sein!“

„Und die gnädige Frau?“

„Sind noch bei der Toilette.“

„Dann darf ich einstweilen wohl meine Kousine, Fräulein Else, begrüßen!“

Das Mädchen macht große Augen. Ein Better des Fräuleins, den sie nicht kennt? „Wen darf ich melden?“

„Sagen Sie mir: Better Rübezahl!“ Er holt eine Visitenkarte hervor. „Sobald Herr Kommerzienrath kommt, bitte mich ihn zu melden.“

Als das Mädchen den Namen auf der Karte liest und zum Gehen sich wendet, um die Anmeldung zu besorgen, fährt er fort: „Doch warten Sie, nehmen Sie mich gleich mit. Ich will mich selbst anmelden.“ Das Mädchen lächelt und hilft dem feinen jungen Herrn mit den eben hell aufleuchtenden braunen Augen Hut und Mantel ablegen.

Als beide vor der Thür stehen, hört man dahinter eine frische Mädchenstimme singen. Man kann gut den Text verstehen. Es ist das Lied Margarethens aus Scheffels Trompeterdichtung:

„Wie stolz und stattlich geht er!
Wie adlig ist sein Muth!
Er ist nur ein Trompeter,
Und doch bin ich ihm gut.
Und hätt' er sieben Schösser,
Er säh' nicht schmucker drein,
— Ach Gott, und doch wär's besser,
Er würd' ein andrer sein! — —“

Das Lied, die Stimme ergreifen den Lauscher ganz eigen. Die Spannung, die ihn bisher beherrschte, sein Wunsch, der Kousine gegenüber frisch und munter zu sein, schufen in seinem Gemüth einen Zwiespalt, der ihn jetzt besonders empfänglich macht für die rührende Wirkung des schlichten Lieds, dessen Sinn ihn betroffen macht. Er schämt sich vor dem reinen Gefühl, das aus Elses Gesang spricht. Das Mädchen, das sich sein Schweigen nicht deuten kann, drückt auf die Klinke der Thür. Diese giebt nicht nach. (Fortsetzung folgt.)

Cante Riekehens Präsent.

Novellette von **V. Wiesen.**

Ein kurzes, ungeschicktes Klopfen an der Stubenthür, die breite Gestalt eines Soldaten in Drillschjacke und „fünfter“ Hose schiebt sich über die Schwelle.

„Herr Leutnant, 'n Pucket.“

„Was ist los?“

„'n Pucket für den Herrn Leutnant is angekommen.“



Junge sächsische Frau aus Siebenbürgen.

„Wahrhaftig — von Hause. Vom alten, guten Mütterchen.“ Ein Leuchten knabenhafter Freude fliegt über das hübsche Gesicht des jungen Offiziers.

„Wie kommt denn . . . Geburtstag ist doch schon vorüber. Na, wollen schon sehen —“

Er hatte den Bindfaden aufzuknoten versucht, da es nicht schnell genug ging, schnitt er ihn durch. Nun hob sich der Deckel.

„Aha, oben auf Muttehens Brief.“ — Rasch überslog er ihn und nickte zufrieden — Alles wohl und munter daheim. Sie schickten ihm wieder Wintersachen. Wollene Socken, Handschuhe, Unterjacken — sogar Pulswärmer. Er mußte lachen. Gut, daß die liebe Vorsorgliche, deren fleißige Hände das Alles gestrickt hatten, nicht ahnte, welche ungestörten Winterschlaf diese Dinge im untersten Schubfach seiner Komode hielten.

Aber nun kam ja noch mehr zum Vorschein:

In einem Abriß des heimathlichen Lokalblättchens gehüllt „die letzten Herbstgrüße aus unserem Garten“, ein paar Astern, rothe Hagebutten und Stiefmütterchen, halb welk, halb erfroren.

„Schadet aber nichts, Kubulizet soll sie gleich in Wasser stellen.“ Ah, und hier — eine Cervelatwurst; von der weichen, scharf geräucherten Art, die der junge Offizier so gern aß. Auch ein kleines Büchschchen Gänsefchmalz. —

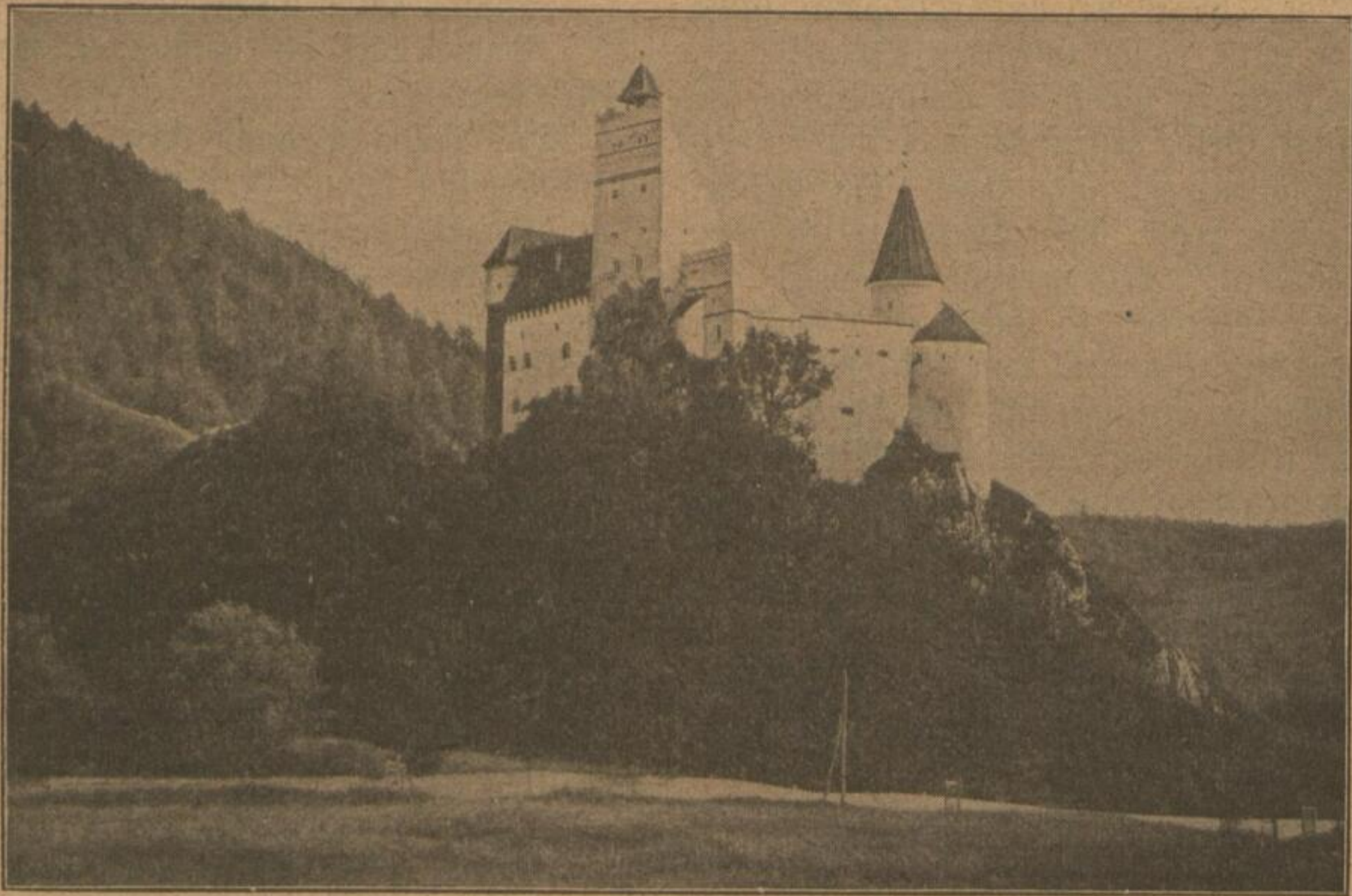
„Famos, da spart man mindestens einen Monat das Abendbrot.“ Die schlanken Hände griffen immer eifertiger zu und streuten das Packmaterial, Watte und zusammengeknüllte Papierfetzen, ringsum auf Tischdecke und Teppich.

„Was ist denn das für ein viereckiges Ding in Seidenpapier? Wohl von Tante Riekehens — die spendirt immer noch was Extras.“ Richtig:

Zwei über der Sopphalehne pendelnde Beine fahren mit einem Ruck zur Erde.

„Wo dem! geben Sie her!“ Leutnant Paul Steinbeck langt nach der kleinen Kiste und betrachtet den Poststempel, während der Bursche sich geräuschlos zurückzieht, nachdem er zuvor das neben dem Sopha auf der Erde liegende „Erzzer-Neglement“ vorsichtig, wie etwas Zerbrechliches, aufgehoben hat.

„Wahrhaftig — genauer betrachtend, murmelt er: „Mag theuer gewesen sein. Das Ding sieht allerliebste aus, aber für mich hat die elegante Emballage eigentlich absolut keinen Zweck. Schade drum. Muttehens ist immer viel praktischer.“ Damit wendet er sich wohlgefällig wieder der Wurst und dem Gänsefchmalz zu, beides in die „Speisekammer“ verschließend, welche er sich — wie so mancher „möblirte Junggeselle“, der nur über bescheidene Mittel verfügt — in einem leeren Fach seines Schreibtisches eingerichtet hat.



Die Törzburg in Siebenbürgen.

„Meinem lieben Neffen Paul sendet mit tausend innigen Grüßen zu den bevorstehenden Winterfestlichkeiten dies Kästchen Parfüm Die Tante Friederike.“

„Gutes, altes Tantchen — hat auch nichts drüber und beschenkt mich doch.“ Er öffnet behutsam den blumenbedruckten Pappkarton.

Zwischen zierlich gepufftem rosa Atlas liegen drei goldrandige Fläschchen: „Violette — Rose — Reseda.“

„Fein, wahrhaftig! Die brave Tantenseele — denkt sich doch immer so was Zierliches aus. Ich wundere mich bloß, daß diesmal keine Verse dabei sind. — Na, morgen schreibe ich eine Dankepistel.“

Dann, das kleine Geschenk

genauer betrachtend, murmelt er: „Mag theuer gewesen sein. Das Ding sieht allerliebste aus, aber für mich hat die elegante Emballage eigentlich absolut keinen Zweck. Schade drum. Muttehens ist immer viel praktischer.“ Damit wendet er sich wohlgefällig wieder der Wurst und dem Gänsefchmalz zu, beides in die „Speisekammer“ verschließend, welche er sich — wie so mancher „möblirte Junggeselle“, der nur über bescheidene Mittel verfügt — in einem leeren Fach seines Schreibtisches eingerichtet hat.

„So nun kann . . . Kubulizet!“

„Befehl, Herr Leutnant,“ tönt es aus der nebenanliegenden Kammer.

„Hier — räumen Sie dies mal fix zusammen. Papier verbrennen, Kiste kommt auf den Boden. Haben Sie Alles? Gut. — Die Lampe brauch ich noch nicht, werde rufen.“

„Zu Befehl!“

Der Offizier streckte sich wieder auf's Sopha, das, wo der blonde Kopf zu liegen pflegt, eine merklliche Vertiefung zeigt. Schadhafte Stellen des Wollripsbezuges sind durch gehäkelte weiße Deckchen verhüllt. Das ganze Zimmer zeigt die bröckelige, schablonenhafte Ausstattung billiger Garçonwohnungen.

Es ist schon halbe Dämmerung; nur über dem Schreibtisch, den das Licht des Fensters trifft, erkennt man noch mehrere Photographien in harter, unkünstlerischer Ausführung und einfachen Rahmen. An einem freundlichen Frauengesicht mit dünnem, schlicht gescheiteltem Haar bleibt des jungen Mannes Auge hängen.



Junge Rumänin aus Siebenbürgen.



Aufzug der Heilsarmee in einem norwegischen Fischerdorf.
Von W. Peters.

„Altes, liebes Mütterchen — das seinem Jungen den brennenden Herzenswunsch, Offizier zu werden, erfüllt hatte, trotz der knappen Wittwenpension. Ersparnisse waren auch nicht da gewesen — mein Gott, das bißchen Gehalt, das ein Schuldirektor in solch kleinem Nest erhält — und für die jüngeren Geschwister mußte doch ebenfalls gesorgt werden. Aber freilich, Tante steuerte zu der bescheidenen Zulage etwas bei.“

Er lächelte in froher Rück Erinnerung. Tante Niekchen —

Tante Niekchen, wie die Kinder schmeichelnd das schwächliche, verschrumpelte, alte Züngerchen nannten, welches — eine jüngere Schwester der Mutter — seit Jahren im Hause lebte und sich dort unentbehrlich gemacht hatte. An Tante Niekchen, die nie schelten, nie eine Bitte abschlagen konnte, die für Nefen und Nichten immer Zeit, für ihre kindlichen Angelegenheiten immer Interesse hatte, hingen sie mit glühender Zärtlichkeit. Besonders Paul war stets ihr Liebling gewesen, und schon als Gymnasiast

vergalt er dies durch knabenhafte Galanterie, die sich noch steigerte, als einst — unter dem wehmüthigen Einfluß sommerlichen Vollmondzaubers — das alte Mädchen dem gespannt lauschenden Jüngling von ihrem längst begrabenen Liebeskummer sprach. Einmal, in ihrer Jugend, wäre auch sie — beinahe — Braut geworden, hätten nicht böse Menschen, oder irgend ein grausamer Zufall ihr den Geliebten abwendig gemacht. — Das Idol ihres Herzens, seit Jahrzehnten mit einer Andern verheirathet, saß jetzt als wohlbestallter und wohlbeleibter Pastor auf irgend einer fernen Landpfarre, nicht im Geringsten den Kultus schwärmerischer Irene ahnend, den der jungfräuliche Busen Tante Niekchens ihm weihte. Dieser Seelenschmerz war der zart Besaiteten Heiligthum, sie hegte ihn wie ihren werthvollsten Besitz. Seit Niekchen unglücklich liebte, seitdem dichtete sie und ließ all die zurückgedrängten Empfindungen ihres weichen Herzens an stillen Abenden auf weißes Papier ausströmen. Auch sonst pflegte das alte Fräulein zu jeder Gelegenheit ein Verschen bei der Hand zu haben, zwar sehr anspruchslos in der Form, doch immer schwärmerisch, überschwänglich. Das war nun mal so ihre Gewohnheit, sie that es nicht anders.

Zu Zimmer ist es mittlerweile ganz dunkel geworden, aber der junge Leutnant ruft nicht nach der Lampe. Er hält die Hände unter dem Kopf gefaltet, starrt nach der Zimmerdecke und seufzt — seufzt so recht tief.

Ja, arme Tante Niele, Liebe thut weh. Besonders wenn man noch jung ist und solch ein heißes, volles, unverbrauchtes Herz hat, wie Paul Steinbeck. Daß ihm aber auch dergleichen passiren muß — sich in die Tochter des eigenen Obersten zu verlieben — gleich so rettungslos, so Hals über Kopf, so garricht davon loszukommen. Dieser Blödsinn! Er — noch elf bis zum

Oberleutnant — und auch nicht einen Deut Vermögen. — Freilich, Schulden machte er nicht und auch gar keine Ansprüche. O Gott, in einem einzigen, kleinen Stübchen hätte er mit ihr wohnen mögen, alle Tage Wasseruppe und Schmalzbrot essen, wenn nur Käthchen . . . Aber das war eben das Pech, der Oberst hatte klotzig viel Geld, sein bildhübsches Töchterlein brauchte nur zu wählen — verliebt war das ganze Regiment in sie.

Ob sie wohl ahnte, wie es in seinem Herzen? . . . Ach nein; — was hatten sie denn viel mit einander gesprochen? — Nur ganz gleichgültiges Zeug — und er immer unbeholfen, immer verlegen. Schenklich! Daß bisweilen ihr Blick ihn streifte, war ein freundlicher Zufall. — Nur neulich, an dem langweiligen Theeabend beim Major, wo sie mit dem unangenehmen Menschen, dem Brigade-Adjutanten zu Tisch saß — der Kerl konnte schwagen, ohne Komma und Punkt — da hatte sie plötzlich ihre süße Patschhand über den Tisch ausgestreckt:

„Wollen wir Vielliebchen essen, Herr Leutnant Steinbeck?“ Beglückt griff er nach dem dargebotenen Mandelkern. — Eine halbe Stunde später hatte er das Vielliebchen verloren. — War der öde Abend nachher noch nett geworden! Wie schelmisch sie gelacht hatte, wie die lustigen, braunen Augen blitzten.

Und jetzt durfte er ihr etwas schenken. — Diesen Monat ging es freilich nicht mehr an — in seinem Portemonnaie befanden sich nur noch wenige Groschen — aber gleich nach dem Ersten. Etwas recht Feines, Süßes sollte es sein — das Geld mußte irgendwie und wo abgepart werden — ja, etwas recht Cle-

gant, das sie in ihr Zimmer stellen und häufig benutzen konnte. —

Er hatte sich schon so viel den Kopf zerbrochen, es wollte ihm nichts Passendes einfallen. Auch jetzt grübelte er, im Dunkel seines Stübchens, darüber nach. Was sollte er Käthchen . . . ?

Das alte banfällige Sopha kracht plötzlich in allen Fugen, so heftig ist Leutnant Steinbeck aufgesprungen.

„Kubulizek!“ ruft er; und voll Ungeduld nochmals:

„Kubulizek — Lampe, schnell!“

Nach ein paar Minuten ist der kleine Raum erhell.

„Sie räumen doch hier die Sachen fort, wo haben Sie das kleine, viereckige Kästchen?“ Leutnant Steinbeck strahlt wie von einem glücklichen Gedanken erfaßt.

„Hier is Kästchen, Herr Leutnant.“

„Aber Mensch, doch nicht die Zigarrenkiste. Stellen Sie ueg.“ Dann mit einem gewissen Wohlwollen: „Sie sind wirklich ein Rinozerö.“

Kubulizek grinst geschmeichelt. „Ich meine das Kästchen, das hier auf dem Tisch stand, neben dem vielen Packpapier. Das hübsche, bemalte Kästchen mit dem Odeur.“

Den letzteren Ausdruck versteht der Bursche erst recht nicht, aber „Packpapier“ hat er begriffen.

„Herr Leutnant Papier is Alles hinter Ofen, morgen zu Feuer anmachen.“

„Donnerw . . ., fix her damit!“

Wahrhaftig, da kommt Tante Niekchens Präsent mit zum Vorschein. Unter die Zeitungsfetzen hat Kubulizek es gekramt. Zum Glück ist es noch unversehrt und tadellos sauber.

„Na Mensch, ein andermal die Augen aufsperrn, bitte ich mir aus. So, nun ziehen Sie sich mal gleich den Rock an;

sehr gut abbürsten, Knöpfe spiegelblank. Und dann gehen Sie . . . wo der Herr Oberst wohnt, wissen Sie doch?“

„Jawohl, Herr Leutnant.“

„Also Sie gehen nach der Wohnung des Herrn Obersten, bestellen eine gehorsame Empfehlung an das gnädige Fräulein und geben dies Kästchen ab. — Verstanden?“

„Zu Befehl.“

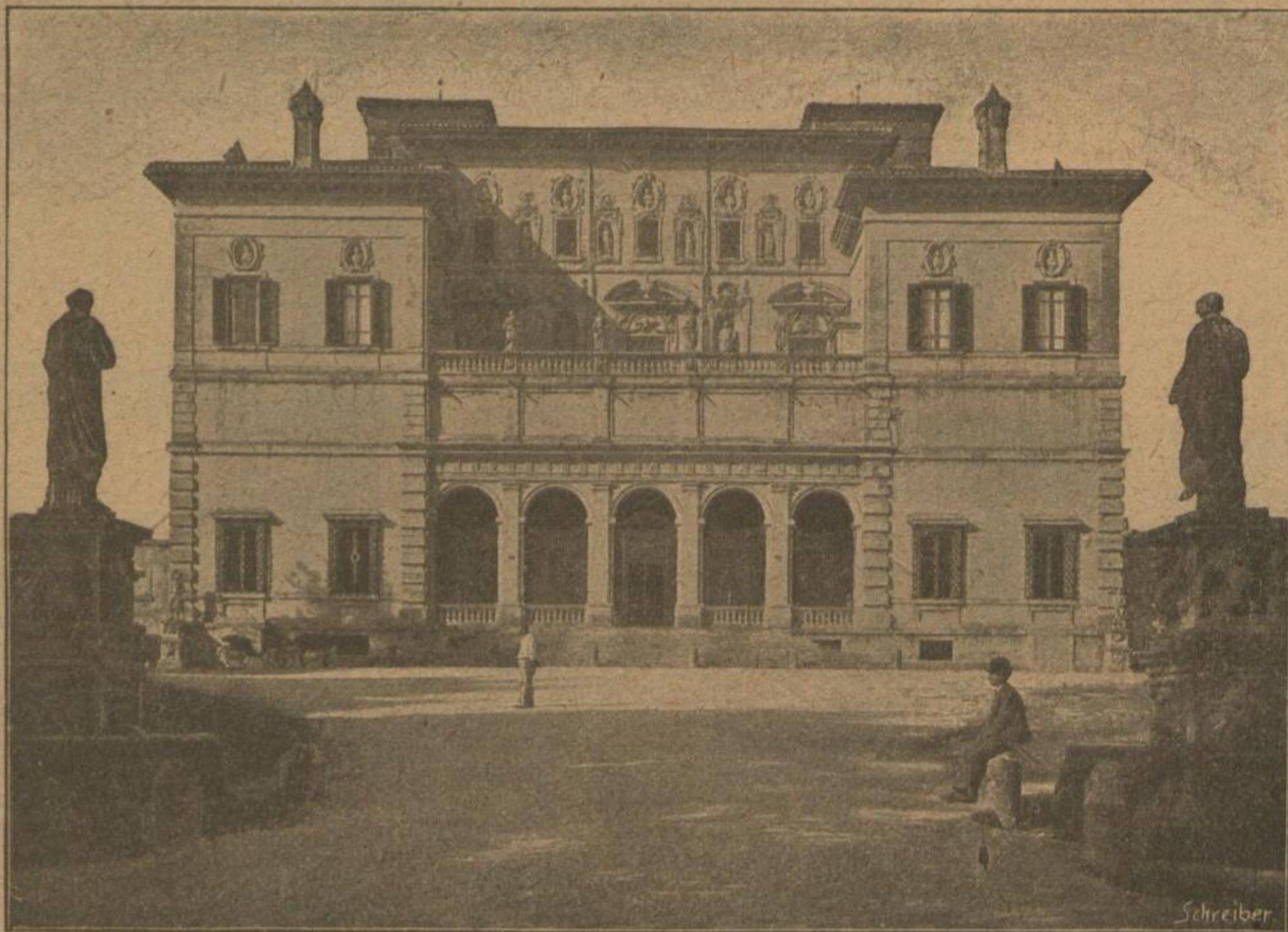
Während der Bursche sich den Rock anzieht und das Säbelpoppel umschnallt, wickelt Paul Steinbeck Tante Niekchens Geschenk sorgsam in frisches, weißes Papier, schiebt seine Visitenkarte dazwischen, auf die er zwei Worte geschrieben hat: „J'y pense“.

*

Am andern Vormittag ist Rekrutenbesichtigung. Sie hat wieder endlos lange gedauert; da wird herumgestanden und dies monirt und noch jenes monirt. Dabei der eckige Zug auf dem Kasernenhof. Leutnant Steinbeck ist noch nie so wenig bei der Sache gewesen. Mit Gewalt muß er seine Gedanken zusammenhalten, immer wieder schweifen sie ab: „Wie mag Käthchen sein Vielliebchengeschenk aufgenommen haben? — Ob es ihr gefällt? — Ob sie antworten — ob sie danken wird?“

Beide Hände in den Paletottaschen, hastet er nach beendetem Dienst seiner Wohnung zu. Schon auf der Treppe ruft er dem Burschen zu: „Kein Brief für mich da?“

„Nein, Herr Leutnant, Brief nich, aber Herr Oberst sein Bursche war hier, und Herr Leutnant möchten gleich zu Herr Oberst kommen.“



Das Kasino der Villa Borghese in Rom.

„Was soll ich? — Haben Sie auch richtig verstanden?“

„Sawohl, Herr Leutnant soll sofort zu Herr Oberst.“

Dem jungen Offizier steigt das Blut heiß in die Schläfen. Zum Obersten befohlen? — Was bedeutete das? Einen dienstlichen Verweis? — Steinbeck war sich nicht des geringsten Verfehens bewußt, aber trotzdem . . . die Gedanken wirbelten und kreuzten sich in seinem Kopf, während die Hände hastig die Uniformstücke vom Leibe zerrten und hier und dort im Zimmer umherwarfen.

„Ersten Waffenrock — Helm — Schärpe. Schnell!“

Kubulizel sprang schon mit den Sachen herbei.

Eine Viertelstunde später stand Leutnant Steinbeck in strammer Haltung im Arbeitszimmer seines Vorgesetzten, der mit ernstem Gesicht auf ihn zutrat.

„Herr Leutnant Steinbeck, ich hätte erwarten dürfen, daß Sie sich ungerufen bei mir einfinden würden, um noch in anderer Form, als der gestern gewählten, Ihren Wünschen Ausdruck zu geben. Ich bin der Ansicht, daß es durchaus geboten ist, bei einer solchen Angelegenheit sich in erster Reihe der Zustimmung der Eltern zu versichern, und wenn ich Sie nicht bisher stets als tadellos korrekten, ernst denkenden Menschen kennen gelernt hätte, müßte ich die Art sehr entschieden mißbilligen, in welcher Sie . . .“

Noch stand Steinbeck — die Hacken zusammengenommen, den großen, ehrlichen, verständnißlosen Blick fest auf den Obersten gerichtet — da wurde die Portièrè zum Nebenzimmer hastig auseinandergeschoben. Das reizende Gesichtchen heiß geröthet, die Augen feucht glänzend vor tiefer Erregung, stürmt ein junges Mädchen herein.

„Papa — psui, Papa, Du sollst doch nicht schelten! Hast Du mir nicht schon versprochen, daß Ihr „Ja“ sagen würdet? Glauben Sie ihm nur nicht,“ nickt sie schelmisch zärtlich zu Paul hinüber, „er meint's nicht so schlimm. Mein liebster, goldner, einziger Papa hat gar nichts dagegen, daß ich . . . daß Sie . . . daß wir . . .“ — nun wird sie doch besungen, senkt verschämt den Blick und drückt das Köpfchen an des Vaters Brust.

Der streicht ihr sanft über das krause Haar, und den jungen Offizier näher winkend, sagt er in väterlichem Ton:

„Lieber Steinbeck, wenn Sie zu Ihrer Werbung auch einen seltsamen Weg einschlagen, er hat zu dem Herzen meiner Tochter geführt — das entscheidet — und wenn Sie mir versprechen, mein Kind rechtschaffen glücklich zu machen, wenn Sie Rätche lieben — stark, treu, aufrichtig . . .“

War dies Alles nur ein Traum? — War es ein Wunder? —

„Ich liebe sie mehr, als ich sagen kann — mehr als mein Leben!“ stammelt der Glückliche. Unwillkürlich hatten sich seine Arme ausgestreckt und da hing sie lachend an seinem Halse.

„Rätchen!“ jauchzte er. —

Ein paar Stunden später saß das Brautpaar Hand in Hand auf dem kleinen Eckdivan im Erker, hinter der Epheuwand. Sie hatten sich noch so sehr viel zu erzählen von ihrer Liebe. — Paul ist wie betäubt von dem unerwarteten räthselhaften Glück. Rätchens Auge strahlt weich und hingebend, aber der Schalk sitzt ihr doch schon wieder im Nacken und sie flüstert:

„Siehst Du, Schak, daß Du mir gut warst, wußt' ich längst. Bildest Du Dir etwa ein, Du hättest es verbergen können? Aber weil Du gar kein Wort sagtest — immer nur so von ferne . . . Na, ich konnte Dir doch keine Liebeserklärung machen.“

Ein heißes Umarmen. — „Ach, Süße — hätte ich geahnt.“

Sie lachte. „Eigentlich war es doch ein bißchen ungeschickt angestellt. Wenn ich bei dem Vielliebchengehenk Dein Gedicht nun nicht gefunden hätte, was dann?“

„Mein Gedicht . . . Rätchen?“

„Ja, hier, Deine Liebeswerbung, die unter dem Rosenparfüm versteckt lag.“ Sie zog ein fein zusammengefaltetes Blättchen Papier aus dem Gürtel und, Kopf an Kopf geschmiegt, lasen sie beide halblaut:

„Blüthendüften gleich, durchzieht
Deingedenken mein Gemüth
Überall, zu jeder Frist.
Liebling, Du mein Sinnen bist,
Und kein Tag, kein Stund' vergeht,
Wo Dein Bild nicht vor mir steht.
Auch dies Rätchen Kunde giebt,
Wie mein Herz Dich zärtlich liebt.“

Ihr weicher Arm schlang sich sacht um seinen Nacken, die rothen Lippen berührten sein Ohr.

„Du, ich will Dir mal was ganz heimlich sagen. Weißt Du, ein großer Dichter ist mein Liebster nicht, aber ein so einzig guter, herrlicher, warmherziger Mensch . . .“

O Tante Rietchen, wenn du wüßtest, wie glücklich Dein Präsent zwei junge Menschenherzen gemacht hat!

Glückszufälle.

Daß glückliche Spekulant an einem Tage Tausende verdienen, dürfte nicht allzu selten vorkommen, aber daß Jemand in kurzer Zeit sich vom armen Schlufer in einen Millionär umwandelt, dürfte selbst heutzutage zu den Seltenheiten gehören.

Als ein Beispiel dieses Glückspiels dürfte ein Wollspinner in Manchester gelten, der jahrelang für 30 Schillinge die Woche arbeiten mußte. Er hatte eines Tages das Unglück, sich mit Karbolsäure zu vergiften, indem er aus einer Flasche irrtümlich eine lüchtige Portion hinuntertrank. Er starb trotzdem nicht, und der Fall war so aufsehenerregend, daß ein berühmter Arzt darüber in einer Londoner Zeitung einen großen Artikel schrieb. Der Brief wurde in einer amerikanischen Zeitung nachgedruckt und kam hier dem Bruder des Wollspinners zu Gesicht, der in seiner Jugend ausgewandert war, Vermögen erworben und seine übrige Familie vollständig aus den Augen verloren hatte. Er kam jetzt nach England, suchte seinen Bruder auf und hinterließ ihm, als er bald darauf starb, 18 000 Pfund Sterling.

Ein anderes Beispiel eines glücklichen Zufalles bietet der bekannte Schriftsteller Henry George, der Verfasser des Werkes: Fortschritt und Armuth. Er wurde von einer amerikanischen Zeitung während des Farmeraufstandes als Spezialberichterstatter nach Irland gesandt. Damals war George ein völlig unbekannter Schriftsteller, und sein Wert war ebenso wenig bekannt, obwohl er es vor mehreren Jahren veröffentlicht hatte. Kaum hatte George den irischen Boden betreten, so wurde er als verdächtig verhaftet und in's Gefängniß geworfen. Er wurde zwar am nächsten Tage freigelassen, doch sämmtliche Zeitungen berichteten mit Nennung des Namens über den Vorfall. Unverzüglich wurde in London eine neue Auflage von „Fortschritt und Armuth“ veranstaltet. Die Times druckten einige Stellen ab, und die ganze Auflage war in 24 Stunden verkauft. So wurde Henry George in 24 Stunden zum bekanntesten Manne in England.

Eine Maus brachte einer Pariser Hökerin, Namens Madame Jaques, ein Vermögen ein. Diese Frau entdeckte, daß in ihrer Küche Mäuse haufen mußten, konnte aber nie eine fangen, denn sie verschwanden stets in einem Loch des Mauerwerks. Sie brach einen Ziegel aus und fand plötzlich einen Haufen verstaubter Papiere. Bei näherem Zusehen entdeckte sie, daß es Banknoten im Werthe von 40 000 Francs waren. Nach französischem Gesetz konnte sie den ganzen Betrag behalten, sofern er im Laufe eines Jahres nicht reklamirt wurde. Da die Banknoten schon ziemlich alt waren, fand sich niemand, und das Geld wurde ihr nach Ablauf der gesetzlichen Frist zugesprochen.

Noch merkwürdiger ist folgender Fall. Im Jahre 1854 badete ein junger Mann von 18 Jahren, Namens Henry Harthorne, in einem See in der Nähe eines Dorfes der Grafschaft Kent, als er ein kleines Segelboot bemerkte, das dem Kentern nahe war. Schnell zog er seine Kleider wieder an, sprang in sein eigenes Boot und brachte das andere Boot, an das sich verzweifelt eine Dame anklammerte, an's Land. Kurz darauf verliebte er sich in sie und hielt um ihre Hand an. Es war eine Wittve, doch sie gab ihm einen Korb und erklärte ihm, sie habe ihrem verstorbenen Manne versprochen müssen, sich nie wieder zu verheirathen. Dagegen bat sie Harthorne, einen Theil ihres Einkommens anzunehmen, denn sie besäße mehr Geld, als sie ausgeben könne. — Harthorne lehnte das Anerbieten dankend ab, ging nach Amerika und ließ sich zur Armee anwerben. Er machte den Bürgerkrieg von 1864 mit und lebte einige Jahre ziemlich kümmerlich. Da erhält er vor wenigen Monaten einen Brief: die von ihm gerettete Dame wäre gestorben und hätte ihn zum Universalerben ihrer in England, Frankreich, Westindien und Australien liegenden Güter eingesetzt, die jährlich ca. 200 000 Mark Zinsen bringen.

Daß bei Entdeckung werthvoller Minen der Zufall eine sehr große Rolle spielt, ist allbekannt; doch wenige dürften das Glück des Irländers George Cormican, eines armen Webers, haben, der vor drei Jahren nach Amerika ging und sich dort als Pedlar sein Brod verdiente. Eines Tages zog er mit seinem Wägelchen durch den Bezirk Montana, wo er am Ufer eines Fließchens Halt machte, um seinem Maulesel etwas Ruhe zu gönnen. Plötzlich bemerkte er einen Fisch, der den Kopf aus dem Wasser steckte. Er lief hinzu, um ihn zu fangen, kam aber zu spät. In demselben Augenblicke sah er in einer Vertiefung einige blaue Steine liegen. Er hob sie auf und brachte sie nach der nächsten Stadt. Dort stellte sich heraus, daß es edle Saphire waren, die mit den feinsten orientalischen Steinen an Schönheit wetteifern konnten. Cormican ist heute bereits ein reicher Mann und dürfte in einigen Jahren Millionär sein.

Ähnlich gestaltete sich das Schicksal Maximilian Darnus', der vor 20 Jahren noch Kommiss in Mexiko war und ein jährliches Gehalt von 3000 Mark bezog. Er sparte sich eine kleine Summe und kaufte dafür eine für völlig werthlos geltende Mine. Dabei entdeckte er das große Silberfeld von El Promontario, das ihm jetzt jährlich 2 1/2 Millionen Mark einbringt.

Unsere Bilder.

Bilder aus Siebenbürgen. Das siebenbürgische Hochland mit seinem Karpathengürtel, der sich bis zu 2536 Meter Höhe erhebt und nur im Westen in weite Thäler senkt, ist reich an großartigen Naturschönheiten. In seiner rauhen Gebirgswelt, mit den schneebedeckten Gipfeln, den Felsenklippen, auf denen die Geyse klettert, den Urwäldern und Schluchten, wo Meister Feg kein Fremdling ist, seinen Eisen-, Salz- und Schwefelquellen in reizenden Thälern und Tannemwäldern, seinen reichen Bergwerken und Salzgruben, bietet es in seinen Ortschaften mit dem bunten Völkergemisch, den verschiedenen malerischen Trachten, den eigenartigen Bräuchen und Sitten ein ganz reizvolles Bild. Die 23000 Sachsen, die seit sieben Jahrhunderten auf dem Ruf König Genjas dies Wald- und Bergland mit ihrer alten deutschen Heimath in Flandern und am Rhein vertauschten, haben im Sturm und Drang der Zeiten die Städte und Dörfer, die sieben stolzen Burgen auf den Höhen erbaut, die dem Lande den Namen „Siebenbürgen“ verschafften. Sie sind nicht durch Mehrzahl die überwiegende Nation — die Rumänen machen 57 Prozent, die Magyaren 31 Prozent der Bevölkerung aus, während auf die Sachsen etwa 10 Prozent entfallen — aber sie repräsentiren die Intelligenz und Kultur des Landes. Dem deutsch ist der Charakter, den die meisten Dörfer und Städte mit ihren Schulen und gothischen Kirchen, ihren sauberen Straßen und schmucken Häusern tragen, und der deutsche Tonist, der das Land durchkreuzt, empfindet es in jedem Dorfe, in jedem Bauernhause, daß er hier unter Stammesbrüdern weilt. In den meisten dieser sächsischen Dörfer, besonders auch in der Umgebung Hermannstads sieht man heute noch echtes unverbälfisches Volksleben. Erblickt man die kräftigen Bauern mit dem unverkennbar germanischen Typus, die Bäuerinnen mit dem anmuthig um den Kopf geschlungenen weißen Tuch, den altjächsischen vererbten Mädeln, die Mädchen in den reichgestickten Heuden, dem darüber gezogenen Leibchen, „Brustlab“ genannt, durch die Straße schreiten oder am Sonntag in der Dorfkirche sitzen, so meint man, ein Bild aus längst vergangenen Tagen zu sehen, so echt und stilvoll ist die Tracht geblieben. Wenn das Sachsenvolk nationale oder kirchliche Feste feiert und Jung und Alt von allen Seiten zusammenströmt wie eine große Familie, dann kommt die alte von den Vätern vererbte Sachentracht zu Ehren, und unser Gruppenbild zeigt eine Schaar Mädchen und Frauen in der farbenfreudigen, anmuthigen Kleidung, wie sie bei der Feier bedeutender nationaler Gedenktage noch heute getragen wird. Beim Rumänen ist romanischer Ursprung unverkennbar, bei den Frauen an den schönen, weichen Formen und der Anmuth in der Bewegung.

Aufzug der Heilsarmee in einem norwegischen Fischerdörfer. Das interessante und lebenswahre Bild des norwegischen Malers W. Peters, das wir unseren Lesern vorführen, versteht uns mitten hinein in das Seelenleben des norwegischen Volkes in einem Fischerdörfer. Die aus England importirte Heilsarmee zieht eben durch die Dorfstraße. Allgemein ist das Interesse, das der seltsame Aufzug bei den Bewohnern des westentückten Fleckens erregt. Höchste charakteristisch sind auch die beiden an der Spitze des Zuges einher-schreitenden weiblichen Gestalten: Die eine voll Feuer, ganz erfüllt von ihrer Aufgabe und diese leidenschaftlich ergreifend, die andere träumerisch, wie in der Hypnose einherwandernd, der Welt entrückt. Das Original des Gemäldes befindet sich jetzt in der norwegischen Nationalgalerie. Sein Schöpfer W. Peters ist im Jahre 1851 in Christiania geboren und wirkt seit dem Jahre 1884 als Oberlehrer an der königl. Kunst- und Handelsschule seiner Vaterstadt.

Die Galerie Borghese in Rom mit ihren unergleichlichen Kunstschätzen ist nunmehr endgiltig in den Besitz des italienischen Staates übergegangen, nachdem die Kammern den vereinbarten Preis von 3 600 000 Lire anstandslos bewilligt haben. Aus diesem Anlaß geben wir die Abbildung der Fassade des sogenannten Kasinos, des kleinen Palazzo inmitten des Parks. Die Perle der Gemäldegalerie, die den oberen Stock des Kasinos einnimmt, ist Tizians glänzendes Meisterwerk, die „himmlische und die irdische Liebe“. Für dieses Bild allein waren dem Fürsten Borghese 5 000 000 Lire geboten worden (vermuthlich von den Pariser Rothschilds), und er hatte sich bereit erklärt, wenn ihm dieser Verkauf gestattet werde, die übrigen Kunstschätze kostenlos dem Staate abzutreten. Der Staat hat aber von seinem Recht Gebrauch gemacht und kein Stück aus dem Lande gehen lassen. Die Villa Borghese, d. h. der eigentliche Park, soll zu einem Preise von 3 000 000 Lire in den Besitz der Stadt übergehen, die ihn durch eine monumentale Brücke mit den Anlagen des Monte Pincio verbinden will.

In dem alten Bautzener Gesangbuch

vom Jahre 1721 befindet sich über dem Evangelium der Speisung der fünftausend Männer unter Anderem folgende naive Strophe:

Andreas hat gefehlet,
Philippus falsch gezählet,
Sie rechnen wie ein Kind,
Mein Jesus kann addiren
Und kann multiplizieren
Auch da, wo lauter Nullen sind.

Allerlei.

Ein theurer Trunk Wasser. Die Neva, welche Petersburg durchzieht, dessen Handel belebt und fast alle Häuser der Residenz mit Wasser versorgt, ist fast die Hälfte des Jahres zugefroren, und mit Schnucht wird der Augenblick erwartet, welcher die Eisrinde emporhebt. Kaum schieben sich die schwarzen Eisschollen vor, den glatten Spiegel des Flusses so weit enthüllend,



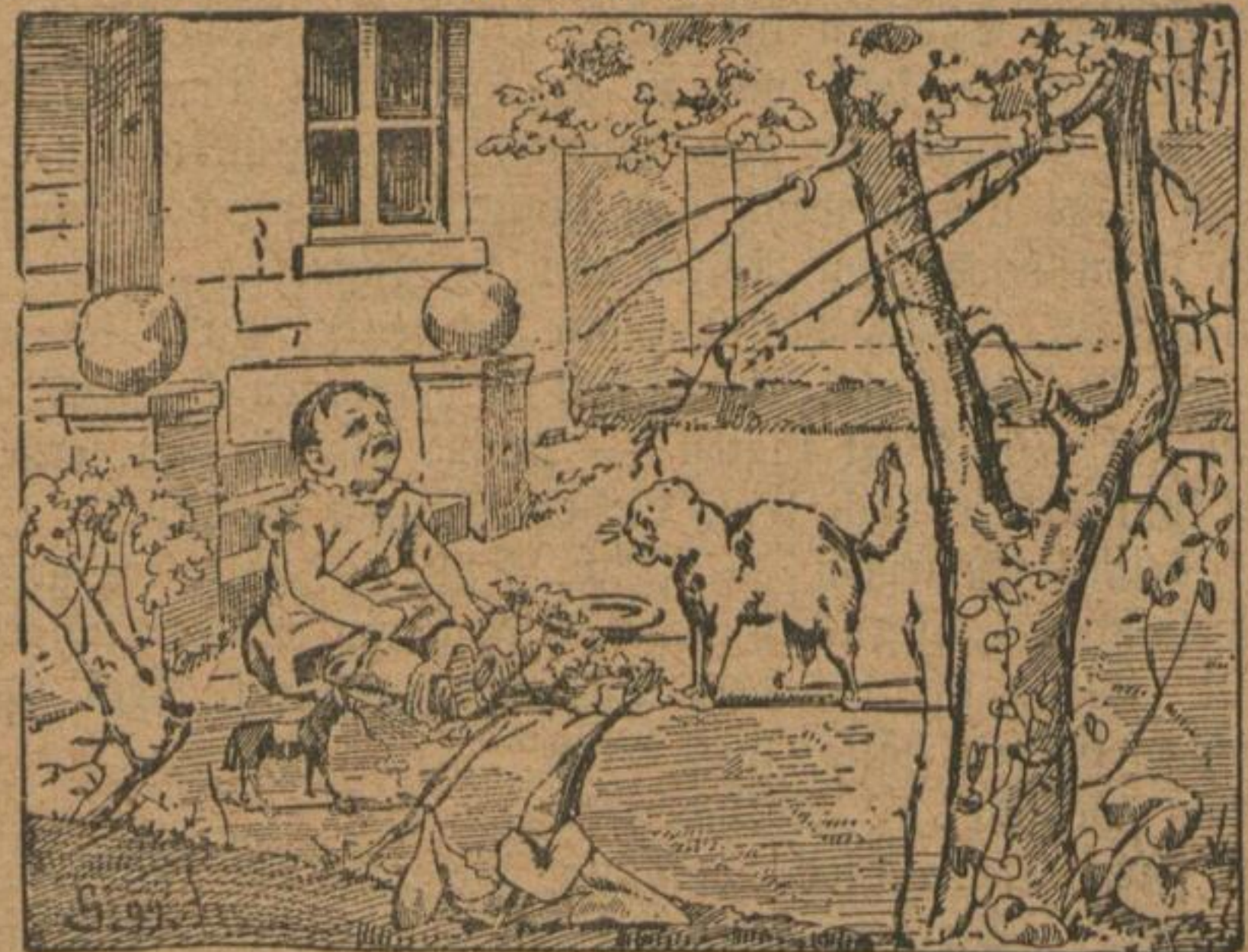
Nasrulla Khan,
der jüngere Bruder von Habib Ullah Khan,
des Emirs von Afghanistan, flüchtete auf russisches
Gebiet und erhält vom Zaren Unterstützung.

daß einem hinüberfahrenden Boote freie Fahrt vergönnt ist, so donnern die Kanonen von der Festung, diesen erwünschten Moment den Bewohnern verkündend. Zu derselben Zeit, sei es nun Tag oder Nacht, steigt der Kommandant der Festung, mit allen Insignien seines Rangges angethan und von seinen Offizieren begleitet, in eine prächtig geschmückte Gondel, um zum gegenüberliegenden Palaste des Kaisers zu fahren. In einem großen, schönen Kristallbecher schöpft er das Newawasser, um es als die erste und schönste Gabe des Flusses im Namen des Frühlings dem Kaiser darzubringen. Er meldet seinem Herrn, daß die Gewalt des Winters gebrochen sei, daß die Gewässer wieder frei seien und eine frohliche Schifffahrt gehofft werden könne, und überreicht ihm den Newabecher, den der Kaiser auf das Wohl seiner Residenz leert. Es ist dieses das am theuersten bezahlte Glas Wasser, das über-

haupt auf dem ganzen Erdenrund getrunken wird, denn der Sitte gemäß giebt der Kaiser dem Kommandanten das leergetrunkene Glas mit Gold gefüllt zurück. Da aber mit der Zeit die Becher immer mehr an Größe zunahmten, so daß der Kaiser immer mehr Wasser trinken und immer mehr Gold bezahlen mußte, hat man eine feste Summe für dieses Glas Wasser ausgezahlt und zwar zweihundert Dukaten. Gewiß immer noch ein hoher Preis für ein Glas Wasser.

Kleiner Irrthum. König Ludwig von Bayern bemerkte eines Tages, daß ein auf Wache stehender Soldat nicht vor ihm salutirte. Der Soldat kannte den König, der in Zivilkleidung ging, nicht. „Warum präsentiren Sie nicht?“ fragte der König ärgerlich. „Wissen Sie nicht, wem Sie Ihr tägliches Brot verdanken?“ Die Schildwache starrte den König an und versetzte: „Was? Also Sie sind der Schuft von Bäcker, der uns Soldaten das Brot liefert? Na, Ihnen möcht' ich 'mal an einem ruhigen, stillen Platz begegnen! Da sollten Sie 'was an Prügel befehlen! Das müßte nur der König sehen, was Sie uns für Brot liefern. Machen Sie, daß Sie fortkommen, oder ich renne Ihnen das Bajonett in den Leib!“

Vexirbild.



Ein großes Malheur! Wo ist die rettende Mutter?

Whist-Aufgabe.

A B C D spielen Grand, A und C zusammen, ebenso B und D. D hat Karten gegeben, A ist also Vorhand.

A hat: Treff-7, Treff-6, Treff-5, Pique-Aß, Coeur-Aß, Coeur-Bube, Coeur-8, Carreau-Dame, Carreau-Bube, Carreau-5, Carreau-4, Carreau-3, Carreau-2.

C hat in seinen Karten kein Aß und kein Bild, aber die Karten sitzen für A und C so günstig, daß A und C Klein-Schlemm machen. Wie sind die Karten vertheilt?

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Elcho in Berlin.

Gedruckt und herausgegeben von „Gutenberg“, Druckerei und Verlag, Actien-Gesellschaft, Berlin W., Lühnowstraße 105.
Papier von der Firma „Papierfabriken in Friedland Emil Cohn & Co.“ in Berlin W., Lühnowstraße 105.